Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 20 (1930)

Heft: 2

Artikel: Klaudels Erbteil [Fortsetzung]

Autor: Lienert, Meinrad

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633867

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 2
XX. Jahrgang
1930

Bern,
11. Januar
1930

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Zwei Gedichte von Paul Sarasin.*)

Was ich wünsche.

Nicht äußere Macht, nicht der Ehrungen Spiel,
Dies nur ist meiner Wünsche Ziel:
Schwebend durch das Meer der Zeiten
Furchtlos zwischen den Ewigkeiten,
Dem Augenblick lebend unbefangen,
Des Guten vergessend, das mir entgangen,
Das Leben zum Traum zerfließend,
Mit Sinnen und Geist genießend,
Zuletzt im sicheren Hafen
Fest, wie vor der Geburt, zu schlafen.

Berna.

In Staunen war ich versunken ganz,
Betrachtend den silbernen Alpenkranz.
Du bist über andere Städte beglückt,
O Berna, durch solch Diadem geschmückt.
Kein Kunstwerk mag ich höher loben;
Wie ein Silbergußwerk, der Form enthoben,
So steht sie gereinig von allen Schlacken,
Die Riesenkrone mit den silbernen Zacken.
Was Wunder, daß mein Herze schlägt
Für das Land, das Europens Krone trägt!

*) Aus „Gedichte", Verlag Sauerländer, Aarau. — „Poetische Ernte eines Idealisten" — könnte man diese Gedichtsammlung nennen. Der Verfasser hat die Erde bereist, hat sich in der Heimat und in der Fremde umgesehen, die Menschen beobachtetet, in ihren Herzen geforscht, aber auch ins eigene Herz hinein gehorcht und dort den Tönen des Menschlichen gelauscht. Bei vielen Rätseln des Lebens ist er sinnend stillgestanden, ob er sie lösen könne; aber wenn die Wahrheit leise ihm abwinkte, hat er nicht trübsinnig sich verbohrt, sondern ist mit einem fröhlichen Liedchen auf der Lippe weitergeschritten in die duftende, blühende Welt hinaus. So sind seine Verse Zeugnisse eines Lebensbejahers geworden, die jedem frohen Gemüte wohltun.
H. B.

Klaudels Erbteil.

Von Meinrad Lienert.

2

Wütend focht die Bäuerin mit dem Barometer in der Luft herum. Plötzlich gab es einen lauten Krach. Der Stuhl, auf dem die Bäuerin stand, brach zusammen, und das dicke Weibsbild purzelte auf den frischgesandeten Boden, den Stummel des zerbrochenen Wetteranzeigers wie zur Abwehr aufstreckend.

Grad ging die Stubentür, und der Klaudel, welcher breit auf der Türschwelle stand, brach in ein donnerndes Gelächter aus:

„Ha, ha, juhui, da liegt die lebendige Erbsünde wie eine Riesenkreuzspinn!"

„So, du Lump", keuchte die mühsam sich erhebende Bäuerin, „meinst, es sei für dich auch noch was zu erben hier herum. I bewahre, du hast deinen Teil schon lange voraus; der Hochwürdige steckte dir immer zu, was ihm an barem Geld die Kathrini nicht ablauste. Weißt du was, Klaudel, nimm du das Maitli, das hat der Herr Pfarrer dir hinterlassen; es ist freilich das Geringste von allem, ich wollte lieber des Pfarrers Schuhlöffel."

„Ja, wenn ich die bekommen könnte", gab der Bursche zurück, „dann wollte ich auf den ganzen Plunder gerne verzichten; er ist nicht einen Fingernagel der Kathrini wert."

„Eine liederliche Haut wie du", keifte die Heubodenmättlerin dazwischen, „ein solches Wirtshausinventarstück ist mit so wenig nicht zufrieden, gelt! Wenn einer des Vaters Haus und Hof verputzt hat, daß er's bis zum Hornfeilen bringt, will er höher hinaus, gelt nur, Hornputzer!"

„Oh ihr zwei lieben Basen, wie wohl muß es mit der Erbschaft bestellt sein, daß ihr so gut aufgelegt seid!"

Der Klaudel hielt sich die Seiten vor Lachen. Das Kathrineli aber nahm traurig das Armenverzeichnis vom Boden auf. Dann holte sie unter ihrem Bett im Dachkämmerlein ein kleines Bündel und wollte eben stillschweigend an der Stube vorbei aus dem Hause, als sie das kleine magere Schlofbäuerlein, das ihr im Gang abgepaßt hatte, aufhielt. Gierig funkelten seine Aeuglein, und mit einem katzenschnellen Ruck riß ihr der Alte das Bündel aus der zitternden Hand:

„Hi, hi, hi, gelt, ja gelt, du Geuderin, da drin ist der Geldstrumpf; gib!"

„Laß mich los!" bat die Waise; „es sind ja bloß meine Sachen drin."

Der Alte gab keine Antwort, mit bebenden Händen verlegte er das Bündel und wollte eben in den armseligen

Nastüchern und anderen Siebensachen herumfingerlen, da stoffelte der Heubodenmärtel halb betrunken aus dem Keller herauf. Er trug einen Wasserzuber bis oben mit Most gefüllt in den Armen.

„Was mausest du da dem Maitli im Tuchzeug herum, Schlofgiftmolch?"

Das am Boden kniende Bäuerlein äugelte ihn aus seinen zwei Vogelbeeren schlangengleich an und keuchte: „Hast die Küche allein geerbt, und dein Weib stiehlt die Gebetbücher und Rosenkränze, und nun willst auch den Most allein saufen, du Lump!"

„Nein, Schloffuchs, schau, ungefähr so viel hab ich im Keller gesoffen; aber ich bin eine grundehrliche Haut; bei mir teilt das Gewissen", sagte der Märtel und schüttete den Most bis auf den letzten Tropfen aus dem Zuber, dem knienden Alten über den Kopf und über das Bündel. Der Zuber aber flog durchs Fenster, wo er, wie weiland die Prager Ratsherren, auf den Miststock fiel.

Sperrangelweit öffnete sich die Stubentür. Der Klaudel lugte zuerst verwundert auf das Bäuerlein, welches wie eine nasse Maus in die Küche kroch. Dann fiel sein Auge auf das weinend dastehende Pflegkind des Pfarrers und auf seine tropfendnassen Habseligkeiten. Das Blut schoß dem Burschen in den Kopf: „Ihr seid alle miteinander Diebe und Halunken", schrie er, „und du, Märtel, bist der größte; bevor das Seelengedächtnis vom dreißigsten Tage vorüber ist, wird das Pfarrhaus ausgeplündert; aber nicht genug daran, dem armen Wurm seine paar elenden Hudeln müssen auch noch draufgehen! O ihr miserablen Tröpfe ihr! Ja, wenn ich schon ein liederlicher Kerl gewesen bin und Haus und Hof verlumpt habe, so ein Mensch ohne Gewissen bin ich nie geworden wie du einer bist, Märtel; aber so wahr ich nun an mir genug habe, dulde ich ebensowenig von euch, daß ihr arme Leute plagt!"

Flink griff er nach dem am Boden liegenden durchnäßten Bündel, und klatschend sauste es dem Märtel über den schwarzen Haarwulst. Nun ging der Tanz los. Der Märtel packte den kecken Burschen, und obschon sich dieser mannhaft wehrte, der rohen Kraft dieses Riesen war er nicht gewachsen, um so weniger als der noch Zuzug bekam von seinem Weib, das mit dem Stiefelknecht zur Unterstützung ins Treffen rückte.

„Hau ihm auf, hau ihm auf!" kreischte die dürre Heubodenmättlerin; „was will der Saufaus noch erben; er hat ja sein Treffnis; wir haben ihm das Kathrini zugeschieden; sie gehört auch ins Erbe, und er hat ein weiß wie zufriedenes Gesicht gemacht zu seinem Erbteil, der Lump!"

Der glatzköpfige Sigrist, der nasse Schlofbauer, der habsüchtige Sonnhalder und ihre Weiber gafften gleichmütig auf die Ringenden. Die Faustschläge fielen hageldicht und der Stiefelknecht bürstendicht, und der Klaudel war schlimm dran; denn die Schläge des letztern fielen auf seinen Kopf.

Da stürzte sich das Kathrineli aufschluchzend auf den Märtel und riß ihn zurück. Der Klaudel bekam Luft, schlüpfte seinem Gegner aus, entriß der Heubodenmättlerin blitzschnell den Stiefelknecht, und ehe es jemand hindern konnte, schlug er ihn dem Märtel mit aller Wucht über den Stierenkopf. Stöhnend brach der zusammen.

Einen Augenblick starrte der grimmige Bursche auf den wie leblos Daliegenden; dann warf er den Stiefelknecht aufschreiend von sich und jagte die Stiege hinab aus dem Pfarrhaus.

Ohne Besinnen rannte ihm das Kathrineli nach, und so jagten sie wieder vom Pfarrhause hinweg gegen den Wald, wie sie vor kurzer Zeit drauf zugeeilt waren. Aber diesmal war es umgekehrt, das Mädchen vermochte den rehflinken Burschen nicht einzuholen. Schweratmend strengte sie all ihre Kräfte an; es half nichts, der Flüchtige verschwand im Wald. Verzweifelnd rannte sie hintendrein. Fürchterliche Gedanken ängstigten ihr beklommenes Herz. Der Bursche tut sich ein Leides an; er springt gewiß drüben in den Graustaldenbach, schoß es ihr durch den Sinn, und an allem bin ich schuld; er hat den Märtel ja meinetwegen niedergeschlagen. Jetzt lief sie im Ahornwald; jeder Tritt knirschte im ausgewaschenen Waldweg.

Wie das Kathrineli aus dem Unterholz trat, sah sie des Klaudels Hirthemd grad noch über den Waldfriedhof schimmern. „Klaudel, Klaudel!" schrie sie, so laut es ihr möglich war.

Der Angerufene schaute flüchtig zurück, und da er nur das Kathrineli nachlaufen sah, blieb er bolzgrad stehen.

Nun hatte sie ihn erreicht. „Klaudel, was laufst denn so vor mir?"

„Jesses, was hab ich getan, Kathrineli!" Der Bursche war totenbleich.

„Ich bin schuld, ich allein, bloß ich", jammerte das Mädchen; „hätte ich das Bündel im Kämmerlein gelassen; ich bin ein Nichtswertiges, ich will mir für dich den Kopf abhauen lassen."

„Den Kopf abhauen? — Das können sie mir nicht, Kathrineli; er hat angefangen", flüsterte mit zitternden Lippen der Bub.

„Nein, nein, ich weiß gar nicht, was ich rede. O, ich bin so eine Schlechte; alles ist wegen mir so gekommen; aber ich will dir Zeitlebens dienen, du hast mich ja geerbt; ich will dir gehören, ach Gott, ach Gott!"

„Sei nur still, lieber Schatz, ja, das bist du, wenn ich jetzt schon ein Totschläger bin. Ich will dir und dem Dorf weiter keine Schande machen; ich gehe nach Amerika, will mir schon durchhelfen; ich hab dort in Neu-Weißkilchen einen Vetter, den will ich aufsuchen. Sag nur niemandem etwas, und wenn es mir einst gut geht, laß ich dich nachkommen; lieber will ich verhungern, als dir mein Wort nicht halten, willst du?"

Der Bursche schaute dem Mädchen fragend, schier ängstlich in die Augen.

„Nimm mich mit; ich hab ja keinen Menschen auf der Welt; willst du mich muttergottseelenallein zurücklassen?"

Sie ergriff ihn am Hirthemd, als wollte sie ihn festhalten.

„Ja, ich nehme dich mit; aber dann komme ich nicht bis nach Amerika, sondern ins, — ins — ich darf's nicht aussprechen, bis dahin; wo man gestreifte Hosen tragen muß; denn zu zweit erwischen sie uns sicher. Schau, dort kommen sie schon!"

Am Waldsaum erschienen ein paar mit Mistgabeln ausgerüstete Bauern und rannten brüllend gegen den stillen Waldfriedhof.

„Geh, flieh, was du kannst!" schrie das Kathrineli auf; „ich will gern hier bleiben; ich tue alles, was du willst; geh, laß mich!"

Er umhalste sie wild und küste ihren blutleeren Mund. Aber sie machte sich los, drängte ihn zum Friedhofmäuerlein, ein letzter Blick, — er war über das Mäuerlein. Pfeilgeschwind jagte er gegen den Wald abwärts, durchwatete den tosenden Graustaldenbach und verschwand unter den Tannenriesen.

„Spring, spring!" lärmte das Kathrineli noch, als er schon lange nicht mehr zu sehen war.

Da setzte einer der Verfolger über das Kirchhofmäuerlein, und ein anderer folgte mühsam und hüstelnd nach, und dann fuhren sie wie wilde Geier auf das todblasse Mädchen los: „So, du Mordsweib, haben wir dich!"

„Ja, haut mir nur den Kopf ab!" sagte das Kathrineli trotzig.

Die zwei Bauern, der Sigrist und der Schmied, lachten laut eins heraus. „Es tut's an einem", sagte der Schmied; „für den deinen wäre es schad."

Nach der Messe im Val d'Anniviers. (Aus „Baud-Bovy, Schweizer Bauernkunst". Verlag Orell Füßli.)

Giftig kicherte der Sigrist, ein unwirscher Junggeselle, und hüstelnd sprach er: „Ich sag es immer, Schmied, die Weibsbilder, die Weibsbilder. Wo die hinmögen, hat der Teufel das Heu schon gemäht, er muß es bloß noch auf den Gaden tun. Was fangen wir jetzt mit der Kröte da an; wollen wir warten, bis die anderen ihn bringen?"

„Nein, das könnte zu lange dauern; wir gehen mit dem Maitli heim; dort wollen wir ihr schon einen Unterschlupf besorgen."

„Hüst!" schnauzte der Schmied und stieß das Kathrineli vorwärts gegen den Ausgang des Waldfriedhofes. Der alte Sigrist ging hustend und keuchend hintendrein, trat mitunter dem Mädchen auf die Füße und schielte vergnüglich schmunzelnd nach seinem bloßen Halse. Aus dem Tannwald gegenüber erschallten mitunter laute Zurufe.

Als die zwei Bauern vor der Martertafel ankamen, blieben sie ein Weilchen stehen. Das Kathrineli kniete nieder und heftete seinen Blick flehend auf das Bild des Gekreuzigten. Der Schmied aber stopfte sein Pfeifchen und sagte schelmisch grinsend zum Sigristen, der eben eine Prise nahm: „Wie gefällt dir unser Fang; solch ein Vogel wär kurzweiliger zu füttern als dein Distelfink, oder nicht?"

Der Alte schnupfte feierlich zu Ende, klappte dann die Tabakdose zu und schnurrte statt der Antwort in sich hinein: „Wie kann einer so reden vor der Martertafel; ich sag's immer, die Weibsbilder, die Weibsbilder"; es kitzelte ihn in der Nase, „hatsi, hatsi!"

„Gesundheit!" wünschte der Schmied, und dann trampten sie zusammen weiter die Ahornwaldung hindurch, wobei der Sigrist nicht unterlassen konnte, zwei auf die Schulter des Mädchens fliegende Marienkäferchen sorglich und ziemlich ungeschickt abzulesen.

Wie sie aus dem Walde kamen, hörten sie im Dörflein Schreien und Lamentieren, und als sie gegen das Pfarrhaus schritten, sahen sie davor einen gewaltigen Kreis von Leuten, besonders Weibern.

„Die Gäxnasen müssen überall zuvorderst sein", brummte der Sigrist.

Wie sie von den Leuten gesehen wurden, liefen ihnen eine Schar Weiber und Kinder entgegen und lärmten „Habt ihr ihn, habt ihr ihn!"

„Ja, seinen Unterrock, ihr Wundernasen", hüstelte der Sigrist ärgerlich.

„Wie geht's dem Märtel?" fragte der Schmied.

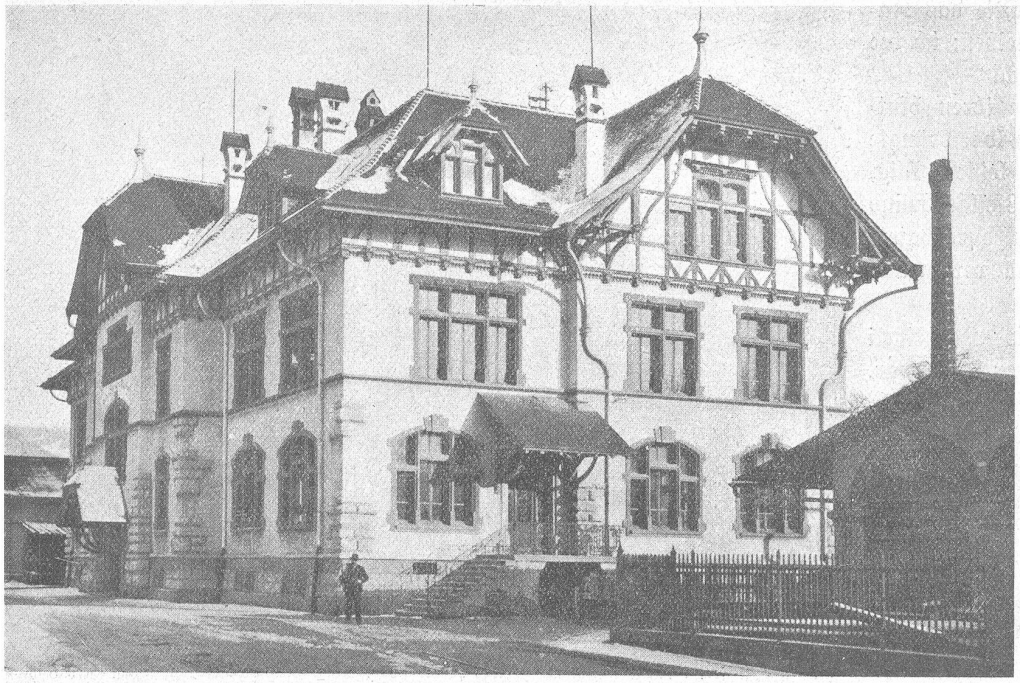
„Da schau selber!" antwortete ein altes Weib und zeigte auf einen gewaltigen Mann, der wie tot am Boden lag. Neben dem blutüberlaufenen Märtel kniete der Sebimelk, der Hochtaldoktor, der seinen Beruf von Vater und Großvater selig ererbt hatte, und neben ihm kauerte mit wild verzerrten Zügen die Heubodenmättlerin.

Wie die das Kathrineli erblickte, schnellte sie auf und wollte mit ihren mageren Fingern dem Mädchen wütend ins Gesicht fahren. Aber der wohlhabende Staldenhofbauer und seine Söhne hielten das rasende Weib zurück. Knirschend biß sie die Zähne aufeinander und kreischte wie ein Hühnerweih. Da fand es der Schmied geratener, mit seinem Fang abseits zu gehen. So führte er das Kathrineli also mit dem Sigristen nach der leeren Allmeindstallung, wo sie die Gefangene einsperrten.

Als sie zum Pfarrhaus zurückkamen, waren auch die Bauern, welche dem Klaudel nachsetzten, heimgekehrt, aber ohne den verfolgten Burschen. Er sei ihnen auf einmal aus den Augen gekommen, schimpften sie; der Kuckuck möge wissen, wo einer in den dichten Waldungen zu finden sei; übrigens werde die Kathrini wohl Auskunft geben können, wo der Halunk sich hinwenden werde.

„Wie steht's denn eigentlich mit dem Märtel?" wollte der Schmied nun doch wissen.

„Nicht so schlimm", antwortete der Bergdoktor Sebimelk; „er hat einen gehörigen Streich; aber das tut ihm nichts, sein Kopf kann noch andere aushalten; der ist aus Nagelfluh." Er verband dem noch Bewußtlosen die Wunde und ließ ihm zu Ader.



Eidgenössische Speiseanstalt Thun. Schweizer Verband Volksdienst.

„Hm, hm", machte der Staldenhofbauer, „der Märtel ist halt auch ein Hitzkopf und ein Raufer, und da ist bald etwas los, besonders wenn noch Weiber dazu kommen.

„Ja, ja, die Weibsbilder, die Weibsbilder!" brummte der alte Sigrist und bot die Schnupftabakdose im Kreise herum. (Fortsetzung folgt.)

Ein Weg zum Arbeitsfrieden.

Schon in weite Kreise der Unternehmer- und Arbeiterschaft ist heute die Erkenntnis eingedrungen, daß die gegenseitigen Interesse sich decken, daß, wenn es dem einen Teil gut ergeht, auch der andere Teil dabei seinen Vorteil findet.

Aus dieser Erkenntnis heraus sind die Sozialwerke der großen Industrieunternehmungen entstanden, zuerst in England (durch Owen nach 1800), dann auch auf dem Kontinent, in Amerika (Ford) und anderswo. In der Schweiz hat sich aus dem „Verband Soldatenwohl", der in der Grenzbesetzungszeit durch seine Soldatenstuben (400 an der Zahl) notwendige und segensreiche Fürsorgearbeit leistete, der „Verband Volkswohl" entwickelt, der die Gründung, Förderung und Führung solcher Sozialwerke zum Ziele hat.

Wie wir dem letzten Jahresbericht des Verbandes entnehmen, leitet der Verband bereits über 60 Sozialbetriebe — neben den noch bestehenden 7 Soldatenstuben. Es sind dies Arbeiterstuben und Speiseanstalten von Fabriken wie etwa der eidgenössischen Munitionsfabrik in Altdorf oder der eidgenössischen Werkstätten in Thun (vergl. unsere Abbildung S. 18) oder der eidgenössischen Pulverfabrik in Wimmis; die Milchküchen der S. B. B. in Chiasso, Luzern und Olten. Ferner Wohlfahrtsküchen privater Unternehmungen wie die der Porzellanfabrik Langenthal, der Wander A.-G. in Neuenegg. Oder es sind ausgebaute Wohlfahrtshäuser mit weitergreifenden Fürsorgeeinrichtungen wie das der Cellulosefabrik Attisholz A.-G., der Uhrenfabrik A. Schild in Grenchen, der Lederfabrik „Alpina" in Gümligen, der L. von Roll'schen Eisenwerke in Klus-Balsthal (siehe Abbildungen S. 19), oder Arbeiterheime mit Wohngelegenheiten wie etwa das Mädchenheim der Seidenstoffwebereien A.-G. Affoltern a. A. und das Mädchenheim Schloß Hard der Steckborn Kunstseide A.-G. in Ermatingen, um nur einige wenige Beispiele zu nennen. Die industriellen Firmen erstellen die Gebäude, stellen diese mit samt Heizung und Beleuchtung gratis zur Verfügung und der Verband Volksdienst hat für den Betrieb aufzukommen. Da die Einkäufe im Großen von einer zentralen Oberleitung (Frau Dr. E. Züblin-Spiller, Fräulein A. Zeller und F. Wyß-Peyer) aus besorgt werden, und da keine Gewinne erstrebt werden, können reichliche Mittagessen für bloß Fr. —.80 bis Fr. 1.20 abgegeben werden, was für die Arbeiter eine nicht unbedeutende Lohneinsparung ausmacht.

Für alle Betriebe des Verbandes gilt der wirtschaftsnotwendige Grundsatz der Selbsterhaltung, d. h. jeder muß Einnahmen und Ausgaben in Einklang bringen ohne zentrale Unterstützung. Das nötigt zu Ordnung und Sparsamkeit und diese wieder garantieren den Erfolg.

Daß die sozialen Wohlfahrtsanstalten alkoholfrei durchgeführt werden müssen, ist heutzutage eine Selbstverständlichkeit. Daß der Verband auch sein Personal recht besoldet, daß er es gut schult, für Fortbildung und Aufstiegsmöglichkeiten besorgt ist, daß er bewußt die menschlichen Beziehungen seiner Angehörigen pflegt, sichert ihm die Sympathie in den weitesten Volkskreisen.

Ein interessanter Einblick in das reiche Arbeitsgebiet des „Volksdienstes" und zugleich in seine Betriebsmethoden wurde den Besuchern der „Saffa" zuteil. Einmal in der Ausstellung selbst (Abteilung Industrie), wo alles statistische Material verarbeitet war. Dann in der großen Kantine der Ausstellung, die vom Verband auf Rechnung der Ausstellungsleitung betrieben wurde. Hier konnte man den mit den modernsten elektrischen Einrichtungen versehenen Küchenbetrieb bewundern, aber auch lernte man da das aus Amerika herübergenommene Buffet mit Selbstbedienung kennen, wo sich jeder Besucher im Weiterschreiten, sein Plateau auf einer Messingstange schiebend und mit Plättchen füllend, sein Mittagsmenu selbst zusammenstellen konnte, wobei die Bedienung auf ein Minimum reduziert werden konnte.

Natürlich können auch die schönsten und bestorganisierten Wohlfahrtsanstalten das Glück einer eigenen Familie nicht ersetzen; aber sie können den Weg frei machen zu diesem Glück. —

Weihnachten in der Kantine.

Aus einem Bericht an die Leitung des „Volksdienst".

„.... Fünf Tage hintereinander gab's Weihnachtschmaus, Weihnachtsbescherung, Weihnachtsfeiern. Zuerst im großen Saal, wo die Arbeiter essen. Guirlanden spannten sich von Leuchter zu Leuchter, Silhouetten von goldenen Engelein in allen Stellungen hängen daran. Gegen Ende des festlichen Mahles kommt auf kleinem Wagen das Christkind selbst gefahren. Zwei Engelbübchen ziehen es, zwei goldblonde Engelmädchen helfen stoßen, denn hoch türmt sich hinter dem Christkind ein Berg von Paketen und die Engelein haben gerade genug zu tun, bis sie diese all' den Männern ausgehändigt haben. Die sind ganz still geworden, umfassen mit glänzenden Augen die reizende Kindergruppe, befühlen verstohlen die weichen, warmen Socken in ihren